

Vf. hier also um eine Überprüfung der Ausführungen Forstreuters. Dazu diskutiert sie ausführlich die Echtheit des Judenparagrafen in der Landesordnung von 1309, die bei Simon Grunau zuerst überliefert ist, und begibt sich dann in die Tiefen der Diskussion zu den vermeintlichen oder heute nicht mehr erhaltenen Chroniken, auf die sich Grunau beruft. Als Ergebnis nimmt sie an, dass es die Landesordnung gegeben habe, der Judenparagraf aber von Grunau hinzugefügt worden sei. Zielführender allerdings ist, wie H. einräumt, die Recherche nach anderen Quellen zur jüdischen Anwesenheit. Die Auswahl des Bezugsfeldes ist dabei nicht ganz einleuchtend: Neben Preußen wird die Neumark berücksichtigt, Altlivland dagegen kaum. Zudem nimmt H. keine Unterscheidung zwischen den preußischen Regionen und Pommerellen bzw. den ehemals polnischen Gebieten vor. Mit der Fixierung auf den Staat des Deutschen Ordens geht eine wichtige Erkenntnis (nicht) nur der polnischen Historiografie zum Deutschordensland Preußen verloren: die regionale Dimension seiner Geschichte. Hier wäre zu erwarten gewesen, die angrenzenden polnischen Gebiete genauer zu betrachten, die sich ja gerade im Hinblick auf die jüdische Geschichte seit dem 14. Jh. von der des Heiligen Römischen Reiches unterscheiden. Zudem geht die Vf. auch der Erwähnung von Fremden als Indiz für die Anwesenheit jüdischer Reisender nur ansatzweise nach.

In den Schlussfolgerungen verknüpft die Verf. ihre Befunde mit aktuellen Themen wie der Restitution von Kulturgütern. In der Hauptsache kommt sie allerdings zu dem Ergebnis (S. 280), dass sich ihre Hypothesen nicht eindeutig belegen lassen. Die These, niemand habe bislang das Bild des Deutschordensstaates als anti-jüdisches Bollwerk in Frage gestellt, ruft allerdings ein gewisses Erstaunen beim Rezensenten hervor. Dieses Urteil wie auch die These, dass die Geschichte des Ordenslandes in Polen seit der deutschen Wiedervereinigung marginal geworden sei (S. 1 f.), lässt sich nur mit Unkenntnis der polnischen Wissenschaftslandschaft erklären. Zwar führt die Vf. durchaus die polnische Forschungsliteratur an, rezipiert sie aber doch nur oberflächlich.

Insgesamt enthält die vorliegende Studie zahlreiche interessante Fragestellungen und Hypothesen. Es fehlt aber eine systematische, gründliche Untersuchung. Stattdessen liefert sie Thesen und Schlussfolgerungen, die teils plausibel, teils nicht immer nachzuvollziehen sind. Hinzu kommt, dass solche Feststellungen wie die, es habe im Kontext der Ostforschung keine objektive Geschichtsforschung gegeben, nicht wirklich neu sind. Vielmehr folgt die Vf. der Spur Michael Burleighs, dessen *German Turns Eastwards*<sup>2</sup> sie allerdings erstaunlicherweise nicht anführt. Dabei lässt sich vermuten, dass sowohl das Thema als auch die Veröffentlichung auf Englisch für einen größeren internationalen Leserkreis sorgen sollten. Wenn die Vf. betont, dass sie als Mediävistin in besonderer Weise befähigt sei, das Thema zu untersuchen (S. 4), bleibt insgesamt festzustellen, dass der Erkenntnisgewinn nach der Lektüre mit den Ansprüchen des Buches nicht Schritt hält. Letztlich werden die im Titel annoncierten Aspekte kaum mehr als durch eine Konjunktion zusammengehalten.

Szczecin

Jörg Hackmann

<sup>2</sup> MICHAEL BURLEIGH: *Germany Turns Eastwards. A Study of Ostforschung in the Third Reich*, Cambridge 1989.

**Thomas Biller: Die mittelalterlichen Stadtbefestigungen im deutschsprachigen Raum.** Ein Handbuch. Teil 1: Systematischer Teil; Teil 2: Topographischer Teil. Philipp von Zabern. Darmstadt 2016, 359 S., Ill., Kt.; 360 S., Ill. ISBN 978-3-8053-4975-8. (€ 129,-)

Seitdem das mesopotamische Uruk etwa 2700 v. Chr. eine Mauer mit dutzenden halbkreisförmigen Türmen verpasst bekam, gehört die Bewehrung einer Stadt untrennbar zu ihrem Bild. Besonders eine mittelalterliche Stadt ist ohne einen Mauerring kaum vorstellbar. Freilich gab es Städte, die sich mit einer Erdholzanlage aushalfen bzw. gänzlich ohne Wehranlagen auskamen, doch eine Stadtmauer sicherte in aller Regel einer Stadt ihr Über-

leben. Sie war eine *conditio sine qua non* für die freien Reichsstädte wie auch ein Statussymbol.

Die Bedeutung der Stadtmauer scheint allerdings im umgekehrten Verhältnis zu ihrer wissenschaftlichen Erforschung liegen. Die gelegentlichen Schriftquellen fixierten ihre Entstehungszeit, viel seltener hingegen ihre etlichen Um- und Ausbauphasen. Kaum jemand hat sich aber bisher die Mühe gemacht, die wenigen Angaben dazu vergleichend darzustellen. Erschwerend kommt hinzu, dass die Stadtmauern, seit sie ab dem 18. Jh. ihre Funktion verloren hatten, stadtplanerischen und ästhetischen Baumaßnahmen zum Opfer fielen. Unser Bild von ihnen ist daher verzerrt – nur wenige größere Städte sahen in den Stadtmauern Denkmäler ihrer einstigen Macht und retteten daher größere Teile (Nürnberg) oder zumindest repräsentative Abschnitte bzw. Einzelelemente (Lübeck, Krakau) vor dem Abbruch. Bisweilen fehlten den Städten auch schlicht die finanziellen Mittel für den Abbruch, so z. B. in Kulm (Chełmno).

Nicht nur deswegen bilden sie für Bauforscher und erst recht Kunsthistoriker ein undankbares Terrain. Anders als Sakralbauten wurden sie in den seltensten Fällen dekorativ ausgestattet. So zumindest lautete die gängige Meinung der Kunsthistoriker, wie auch in Bezug auf den Burgenbau, wo Militärgeschichtlern, Architekten und Archäologen bis vor einiger Zeit das Feld überlassen wurde. Doch nun zeichnet sich auch bei der Erforschung von Stadtmauern ein Umschwung ab. Spätestens seit etwa 1400 lassen sich architektonische Eigenschaften einzelner Stadtmauern nachweisen. So stellen sie eine interdisziplinäre Forschungsaufgabe u. a. für (Architektur-)Historiker, die mit bildlichen bzw. schriftlichen Quellen arbeiten, dar.

Angesichts der beträchtlichen Forschungslücke muss man umso mehr die bahnbrechende, akribische Arbeit des Berliner Architekten und Bauhistorikers Thomas Biller bewundern, der nach über zwanzigjähriger Arbeit ein zweibändiges, mit insgesamt 529 Abbildungen versehenes Kompendium zu Stadtmauern im Mittelalter im deutschen Sprachraum vorgelegt hat.

Im ersten, systematischen Teil werden die Stadtmauern in vielerlei Hinsicht analysiert – von Forschungsstand und Methodik über Vorbilder, Frühformen und Baumaterial bis hin zu den einzelnen architektonischen Elementen einer Stadtbefestigung (Türmen, Toren, Torzwingern, Rondellen oder Barbakanen, die er detailliert auffächert. In einem gesonderten Kapitel setzt sich B. mit der Bauorganisation und -finanzierung sowie mit dem anschließenden Unterhalt dieser kostspieligen Großprojekte auseinander. In einer knappen Zusammenfassung stellt er vier Landschaften heraus, die eine große formale und chronologische Einheitlichkeit aufweisen – das Rheinland, das landgräfliche Hessen, die mit lübi-schen Stadtrechten ausgestatteten Städte der Ostseeküste sowie die Mark Brandenburg mit dem „Wiekhaussystem“.

Der zweite Band behandelt die Stadtbefestigungen in topografischer Reihenfolge von Süden nach Norden. Die 29 Kapitel stellen Regionen vom österreichischen Vor- und Alpenland einschließlich des italienischen Südtirols und des einst ungarischen Burgenlandes bis hin zur Nord- und Ostseeküste vor. Mit Schlesien, Pommern und dem Deutschordensland Preußen behandelt er den ostmitteleuropäischen Raum in quantitativer Hinsicht wenig, aber durchaus mit dem nötigen Gewicht, denkt man z. B. an das Schwedter Tor in Königsberg in der Neumark (Chojna), das B. zufolge „zu den baukörperlich reichsten Tortürmen des deutschen Raumes“ gehöre (Abb. 100). Hierzu zählt auch das einst als „schlesisches Rothenburg“ apostrophierte Patschkau (Paczków) mit seinem vollständig erhaltenen Mauerring um die Stadt – es gilt seit 1945 als das polnische Carcassonne.

Dem Vf. zufolge orientiert sich der Aufbau „im Prinzip an der politischen Gliederung der Gegenwart“, nur in den heute polnischen Regionen „musste auf historische Grenzen zurückgegriffen werden, das Deutschordensland und Brandenburg sind anhand ihrer mittelalterlichen Ausdehnung definiert, Schlesien als preußische Provinz“ (Teil 2, S. 6). Ohne sich darauf einzulassen, ob eine historische Gliederung im Westen ebenfalls durchführbar gewesen wäre, ist dieses Vorgehen für das heutige Polen generell zu bejahen, man prakti-

zierte es bereits bei binationalen Forschungsvorhaben wie dem *Dehio-Handbuch der Kunstdenkmäler* für Schlesien und Kleinpolen. Für Schlesien regt die Formulierung aber etwas zum Nachdenken an, da sie wenig konsequent ist – Görlitz wird etwa unter Sachsen behandelt (versehen mit der Bezeichnung „eigentlich schlesisch“, was wohl die Zeit 1815-1945 betrifft), Lauban (Lubań) aber unter Schlesien – besser wäre es gewesen, die Oberlausitz insgesamt bei Sachsen oder bei Schlesien zusammenzufassen. Die gelegentliche Verwendung der Adjektive „ostpreußisch“ und „westpreußisch“ verwirrt, weil sich diese administrativen – nicht geografischen – Bezeichnungen bereits vor 1945 wandelten; ebenso lag nach dem definierten Bezugsrahmen das Ordensland nicht in Pommern, was nur ein Beispiel für die gelegentlich uneinheitliche Handhabung geografischer und politischer Begriffe darstellt (vgl. Teil 1, S. 69, 111, 140, 287). Die heutigen Namen nennt B. nur in der Konkordanztafel, nicht aber im Fließtext oder im Ortsregister, was wohl mit der Arbeitsökonomie eines derartigen Mammutwerks entschuldigt werden kann.

Die Heranziehung der polnischen Fachliteratur ist freilich lobenswert, auch wenn dies kleine Tücken birgt. Bei dem Verweis auf das Werk *Mury obronne miast dolnego slaska* [sic!] (Teil 2, S. 221) wird kein Autor genannt; ähnlich ungenau und ohne präzisen Beleg heißt es zu Löwenberg (Lwówek Śl.): „die Streichwehr wurde nach örtlicher Forschung von Hieronimus Archonatti aus Mailand Mitte 16. Jh. erbaut“ (Abb. 481). Der beschwerliche Umgang mit einer Fremdsprache mündet bisweilen in Asymmetrien in der imposanten Bibliografie: Warum werden dort z. B. drei ohnehin falsch zitierte Artikel zu den wenig auffälligen Stadtmauern Gleiwitz' (Gliwice) genannt, wenn Dutzende andere Aufsätze zu bedeutenden Bauwerken fehlen? Als Vergleichsbeispiel hätte man den Klassiker von Jarosław Widawski<sup>1</sup> heranziehen sollen, der ein vergleichendes Bild von Stadtmauern im mittelalterlichen polnischen Königreich liefert. An deren Bau und Erhalt war schließlich das deutsche Patriziat in einem noch zu untersuchenden Ausmaß mitbeteiligt. Wenn dies eher als Ergänzungsvorschlag gemeint ist, so stellt die Herausnahme Böhmens einen deutlichen Mangel des Buches dar. Für eine Berücksichtigung hätte gesprochen, dass es ein partiell deutsches Sprachgebiet war sowie – anders als das berücksichtigte Ordensland Preußen und das nicht berücksichtigte Ordensland Livland – Bestandteil des Reiches. Überdies fällt es schwer, Regelmäßigkeiten bei den Stadtmauern Schlesiens ohne einen Blick auf die böhmischen Verhältnisse festzustellen – war doch Schlesien seit spätestens Mitte des 14. Jh. ein Nebenland der böhmischen Krone, was sich in der Architektur auf markante Weise widerspiegelt. Die Erklärung ist hier womöglich ganz simpel und wird auch von Biller genannt: Es gibt so gut wie keine zusammenfassende Literatur zu den böhmischen Stadtmauern.

Eine Reihe weiterer Einzelbeobachtungen sind bei einer Arbeit von solchen Dimensionen freilich zu machen. Bei eingehender Lektüre zu den östlichen Regionen fällt auf, dass der Vergleich mit den Burgen oftmals etwas zu knapp geraten ist. Können die Stadtmauern Marienburgs (Malbork) wirklich ohne die parallel verlaufenden drei Linien der Parchamauern der dortigen Burganlage betrachtet werden, zumal es bei einer Machtzentrale des Ordens naheliegt, sie als einen nachzunehmenden Primärbau zu betrachten? Lässt sich etwa das dortige Brückentor mit seinen flankierenden wuchtigen Türmen nicht als Vergleich zum Danziger Krantor oder dem Hohen Tor von Heilsberg (Lidzbark Warmiński) heranziehen? Der Sonderfall, der mit Mauern und mannigfaltigen Turmformen besetzte Dombezirk in Frauenburg (Frombork), hätte mehr Platz verdient als nur eine flüchtige Erwähnung (Teil 1, S. 207) – auch wenn das Unterkapitel „Domburgen“ primär auf frühmittelalterliche Bauten fokussiert. Wenn die Machtsymbole des Ordens – Putzfriese mit diagonal eingeordneten Ordensschildern – an den Stadtmauern des Preußenlandes erwähnt werden,

<sup>1</sup> JAROSŁAW WIDAWSKI: *Miejskie mury obronne w państwie polskim do początku XV wieku* [Die Stadtbefestigungen im polnischen Staat bis zum Beginn des 15. Jh.], Warszawa 1973.

dann sollte man ihr analoges Auftreten an Burgen – so an der Parchammauer der Thorner Burg – ebenfalls aufführen.

Die oben aufgelisteten Problemfelder verstehen sich kaum als Kritikpunkte, vielmehr als eine Anregung für weitere Forschungen. Die Kritik, das Buch habe Böhmen und die Komparatistik mit der Burgenarchitektur weitgehend ausgelassen, wäre insofern anmaßend, als bereits das Vorgelegte an die Grenzen dessen stößt, was ein Einzelmensch in der ihm gegebenen Zeitspanne bewältigen kann. Vielmehr: *Chapeau Bas!* vor dem ersten umfassenden Handbuch zur Stadtbefestigung im deutschsprachigen Raum überhaupt.

Gdańsk

Tomasz Torbus

**Köpenick vor 800 Jahren.** Von Jacza zu den Wettinern. Archäologie – Geschichte. Hrsg. von Michael Lindner und Gunnar Nath. (Beiträge zur Denkmalpflege in Berlin, Bd. 42.) Nicolai. Berlin 2014. 277 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-3-89479-885-7. (€ 34,95.)

Die Anfänge der heutigen Bundeshauptstadt Berlin sind nicht allein auf die Doppelstadt Berlin-Cölln zurückzuführen, sondern auch die zunächst bedeutenderen slawischen Burgstädte (Alt-)Spandau und Köpenick hatten im 12. und 13. Jh. Anteil an der geschichtlichen Entwicklung. Der östlicheren der beiden älteren frühstädtischen Siedlungen widmeten drei an der Geschichte Köpenicks interessierte Institutionen, die Monumenta Germaniae Historica an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, das Kunstgewerbemuseum Köpenick und das Landesdenkmalamt Berlin, im Februar 2009 eine internationale Tagung „800 Jahre Köpenick. Von Jacza zu den Wettinern: Herrschaft, Burg und Stadt Köpenick im 12. und 13. Jahrhundert“.

Anlass war die Ausstellung einer Urkunde durch den Markgrafen Konrad von der Ostmark/Lausitz in Köpenick 800 Jahre zuvor, am 10. Februar 1210. Durch die Publikation der Vorträge ist den Hrsg. Michael Lindner und Gunnar Nath ein über die komplizierte Gemengelage verschiedener Gruppen und Dynastien an Havel und Spree im hohen Mittelalter informierender Sammelband gelungen. Köpenick wird jedoch nicht durch die das Jubiläum begründende Urkunde des den wettinischen Dedoniden angehörenden Markgrafen erstmals erwähnt, sondern durch eine Anzahl von Münzen, auf denen ein sich als Jacza oder ähnlich bezeichnender Prägeherr mit dem Zusatz „Copic“ und zwei Mal auch mit dem Titel „knes“ (Fürst) abbilden ließ. In die geschichtliche Literatur ist er als Jacza von Köpenick eingegangen, aber Lindner muss in seinem Beitrag zunächst die Frage stellen, „wer war Jacza – und wenn ja, wie viele?“ (S. 154). Während in der älteren polnischen ebenso wie in der deutschen Forschung darüber gestritten wurde, ob die mit unterschiedlicher Schreibweise in verschiedenen Texten aus dem ostelbischen Markengebiet, Pommern, Groß- und Kleinpolen sowie Schlesien und eben auf den Brakteaten genannten Namen sich auf ein einziges Individuum oder mehrere Individuen bezogen, gelingt es Lindner überzeugend darzulegen, dass es sich bei Jacza um eine Person elbslawischer Herkunft (S. 158) handelte, die nach dem Tod des Herrn der Brandenburg, Pribislaw/Heinrich, im Jahr 1150 Anspruch auf dessen Erbe erhob und dem Nachdruck verlieh, indem sie die Burg in der Havel wohl 1153 eroberte. Nachdem ihm sein Konkurrent Albrecht der Bär 1157 die Brandenburg wieder entrissen hatte, residierte Jacza in Köpenick und setzte, nachdem sein einziger Sohn als Geisel Friedrich Barbarossas in Prag verstorben war, die Fürsten der Pommern als Erben seiner Herrschaft in Köpenick ein. Jacza verfügte über beste Beziehungen zu den piastischen Fürsten insbesondere Schlesiens und Kleinpolens; verheiratet war er mit einer Tochter des schlesischen Magnaten Peter Wlast. Nach Teilnahme an einem Aufstand gegen Boleslaw IV. im Jahr 1166, Kreuzzügen nach Palästina und Klostergründungen in Zwierzyniec und Miechów verstarb Jacza wohl im Jahr 1176 (S. 163) und wurde in seiner Stiftung Miechów begraben.

Das nun von den Fürsten der Pommern übernommene „Köpenick dürfte als Stützpunkt der vereinigten Pommern und Lutizen“ gedient haben, die von dort aus 1179 militärische Einfälle in die Niederlausitz und ins Jüterboger Land vornahmen, so Lindner in einem